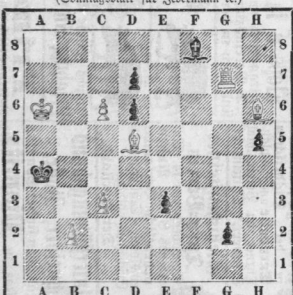


Schach. Bearbeitet von C. Schallopp. Aufgabe Nr. 239. Von C. Endicott in London. (Sonntagsblatt für Steiermann u.)



Weiß zieht an und legt im 3. Zuge matt. (7+7)

Räthsel.

Neue Mittheilungen.

Berliner Schachgesellschaft. Der 29. October ist aus der Kur zurückgeliefert und eine Zusammenkunft vornehmlich nach erfolgten Kämpfen, jedoch die Preisvertheilung auf den Turnirenbeteiligten erfolgte nicht.

Schachbriefkasten.

Ranndorf (R. M.). Bei Ihrem Lösungsvorschlag zur Aufgabe 237 gehen Sie von einer falschen Voraussetzung aus. Die weiße Dame steht nicht auf b7 sondern auf b6. Die Weiße haben Sie also nicht gewonnen.

Räthsel.

Charaden.

Von Kind. S. 1 in R.

Alter Herrschaft ich's, mein Fräulein, Was zum Ratten ich wohl geben, Eiern muß man's Kind und Eulein,

Doch - Vergessen Sie besagen Es auch leicht, auch ich's auch nicht, Sie vermögen es zu sagen, Es vermindert dann oft hart.

Quelch ich's im Meer zu finden Eins bringt Schätze in Gefahr, Flammend bei bösen Rindern, Und das andre ist mau gar.

Homonym.

Von J. M. in Halle.

Es dient gewöhnlich dem Wandel, Der eigentlich auf ihm beruht, Und trägt unter andern Wandel, Geduld mit bittiger, schuldig.

Man sieht überall seine Spuren, So weit die Kultur sich erstreckt, Auf liebigen Böden, wie auf Felsen, Sind viele es im Schone oft entbehrlich, Und wenn es das Unheil so wolle, Nimmt die Tugend es oft Gehalt,

Man thut es auch, wenn's kommt, — nur Geduld, Zu gleicher Zeit zu machen, In's Geraths, geht nur Matt; Doch man mag einmal es den Spritzen, Die man auf den Hals ihm gebracht.

Königs-Promenade.

Von K. H. in Halle.

Grid puzzle with letters in a diamond shape. The letters are: K, O, N, I, G, S, P, R, O, M, E, N, A, D, E. The grid is filled with these letters and some empty cells.

Kauffösungen folgen in nächster Nummer.

Kauffösungen der Räthsel in voriger Nummer:

- Der Logogriph: I. Wellrich, Zantzig. — II. Wellrich, Götta. Des Homonyms: Wiedrich. Der Charade: Strickhalm. Des Anagramms: Göttern, Karotte.

Dred und Verlag von Otto Sendel in Halle a. d. S.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 20.

Halle a. d. S., Sonntag 15. Mai.

1887.

Inhalt: Berlin vor hundert Jahren. — Der deutsche Student. Ein Rückblick aus den ersten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts. (Fortsetz.) — Ueber die Mühe in gelinden und kranten Tagen. Von Zwillingsberg Dr. August. XI. — Ueber Gewissenszweifel und Streit. Von Land- und Wasserschutzmann. Zur Begründung der Räthsel. Neue Vorrichtung für Petroleumlampen. Von Eduard Philipp. — Schach. — Räthsel. — Gattungen. — Literatur und Kunst. — Der Nachdruck aller Original-Artikel ist unterlagt.

Berlin vor hundert Jahren.

Ein Ungenannter hat sich die Mühe genommen, aus Büchern und Zeitschriften zusammenzutragen, was den Zeitgenossen an der Stadt Friedrich's des Großen auffallen, nachahmenswerth oder tadelnswürth schien, und dieses müßige Bild bildet eine von den vielen Gelegenheitschriften. ... als welcher die „Neue Fr. Pr.“ die vorliegenden Mittheilungen herausgibt.

Berlin, welches jetzt 14, Millionen Einwohner hat, zählte deren damals noch nicht 150,000, dafür aber mehr als 33,000 Soldaten, gegenwärtig 25,000. Die frühere Kolonie bestand aus 5168 Köpfen, die darunter 4,000 erbliche, 1,168 freie, 642 besondere Kräfte, Schulen, Kirchen, Behörden, Kassen; über die Juden war der Ober-Konradiker von einer gewissen Nachsicht besetzt. ... die jedoch der Revision des Kammergerichts unterlag.

Der sich durch den berühmten Stand, welcher nach der Ansicht eines andern Reisenden, seine Vaterlandsliebe zuläßt, bis zum Ader durchgearbeitet hatte, mußte der Thorwache genaue Auskunft über Namen, Stand, Wohnort, Zweck der Reise, Wohnung in Berlin, vermutliche Dauer des Aufenthalts ertheilen; die Thorzettel liefen bis zum Gouverneur, der Hauptreport über Angekommene und Abgereiste sogar bis ...

„Berlin im Jahre 1876. Schilderungen der Zeitgenossen.“ Leipzig, Hr. W. Grunow.

Literatur und Kunst.

Neununddreißig Jahre am Frankfurter Hofe. Aus den Erinnerungen der Oberhofmeistern Sophie Marie Gräfin von Vich. Mit einem Vorwort in Stahlstich. Halle, unveränderte Auflage. ... Die Weierung. Verlag von der vornehmlich angezeigten Aufseher-Verlag der hohen Reichs- und kurfürstlichen Stellungen angehörte, in der Literatur der deutschen Denkwürdigkeiten annehmen, herrliche bei deren ersten Erscheinung nur eine Stimme.

zum König. Dafür harrten der Fremden aber auch zwölf von der Polizei bereite und lautionspflichtige Soldaten, und in den Gasthöfen waren alle Freie polizeilich festgesetzt, und die Türe mußte in jedem Zimmer angehakt sein. Von den größeren Gasthöfen, welche Nicolai's Beschreibung der königlichen Residenzstadt Berlin und Potsdam namhaft macht, besaßen die „Stadt Rom“ unter den Linden und der „König vom Porten“ in der Burgstraße noch jetzt, berechnen aber nicht mehr eine „Wohnung von vier Zimmern mit oder ohne Bett und Tisch, vorn heraus, im ersten oder zweiten Stock, für Tag und Nacht“ mit 6 M.; weniger groß ist der Aufwand in den Breiten für Speise und Trank: Mittagsstück von fünf Gerichten 2 M., eine Flasche Rheinwein 3 bis 4 M. u. s. f.

Der Verfasser des „Schattenriss von Berlin“ (angeblich Amsterdam 1788 — unter falscher holländischer Flagge erschienen damals bekanntlich viele Bücher, um die Censur zu umgehen, mehr noch französische als deutsche) ist entzückt von der Feinsichtigkeit, den Vinden, der Umgebung des Schlosses; er schließt aber seine Lobrede mit dem bescheidenen Satz: „Mit einem Worte: es giebt außer Wagram und Nancy keine Stadt in Europa, die einen Reisenden beim ersten Anblick so sehr einnimmt, wie Berlin.“ Es sind also die breiten, geradlinigen Gassen, die es ihm angethan haben. Auch im „Teutschen Merkur“ wird die Breite und Regelmäßigkeit der Feinsichtigkeit gerühmt, aber sie ist schon bei geringem Regen voller Schmutz und hat für Fußgänger außerdem die Unbequemlichkeit, daß man nicht an den Häusern vorüber gehen kann, sondern auf dem Fahrwege bleiben muß. Dem zu den Häusern laufen auf beiden Seiten der Straße Apparate (Aufstiegs) hinauf, die bald höher, bald niedriger sind und ein fortwährendes Auf- und Abklettern verlangen. Unwillige Neugierigen über diese Krampe lebten immer wieder; Einer klagt sogar, daß sie den Straßen ein zu unregelmäßiges Aussehen geben; ihm ist, wer sollte es glauben, Berlin überhaut

Cécile, Roman von Theodor Fontane. (Verlag von Emil Dumont in Berlin), Preis 5 M., eleg. gebunden 6 M. Die Lesens des Romans ist, zu zeigen, wie Verhältnissen, auch der Geschichte, nur selten die Beziehung finden, am wenigsten der Gedanken an eine Verweisung aus der Schuld. ... die größere, sich vollziehende Strafe besteht darin, daß ein Verbarren in der Verzerrung, weil der jeweiligen Natur entsprechend, als selbstverständlich angenommen, Umkehr aber als Schen und Lüge beangewandt wird. ...

Von dem vürzlichst bekannten Lexikographen Prof. Daniel Sanders, Berliner, in die hier vorzüglicher Werke über die deutsche Sprache, ist in eben im Verlage von Otto Sendel in Berlin ein „Taschen-Lexikon des allgemeinen Wissens“ erschienen, das ganz außerordentliche Beachtung verdient. ...

Für die Redaktion verantwortlich: J. S. Dr. R. West in Halle.

zu regellos gebaut. 1787 erschien endlich eine Verordnung, welche die Anlage von Apparaten bei Neubauten untersagte, und etwas später scheint die sehr löbliche neue Polizei-Einrichtung getroffen worden zu sein, nach welcher sämtliche Häuser Berlins nummerirt werden sollen, sobald sich künftig der Fremde wie der Einheimische leichter zurechtfinden kann.\* Die dahin hatte man sich augenfänglich damit befaßt, den Namen des Hausbesizers zu nennen. Das Pfister war elend, und „tode Thiere und allerlei Schmutz in Menge lagen an öffentlichen Gebäuden, verpesteten die Luft und ereagten für das Auge Uebel“.

Friedrich Wilhelm I. nöthigte befauntlich die wohlhabenden Bürger Berlins zum Häuserbau, Friedrich II. ließ auf seine Kosten bauen, um Arbeit zu geben und bessere Wohnungen für Unvermittelte zu schaffen. Aber: „Die Bau- und Maurermeister-Classe suchten den Unterthanen das zu entziehen, was ihnen der Landesheer Herrschaft gebührt. Sobald sie erfährten, in welchem Theile der Stadt gebaut werden soll, kaufen sie die Häuser für einen geringen Preis, lassen sie hernach auf königliche Kosten neu und prächtig erbauen, bereiten die guten Absichten des Monarchen, der die Bürger wohl thun will, und beschließen die Verketer — um der unverantwortlichen Vortheile gar nicht zu gedenken, die sie sich aus dem Arbeitslohn und den Baumaterialien verschaffen.“

Zu diesen Angaben stimmt denn die Schilderung in Friedel's „Briefen aus Wien an seinen Freund in Berlin“, welche für das vorliegende Werk hätten mehr als einen Beitrag liefern können. „Ob wir Wien oder Berlin besser gefalle, wollen Sie wissen?“ beginnt er seinen sechsundzigtägigen Brief, „Aufrechtig zu sein, mein Vater, so gefält mir Berlin besser, aber Wien ist prächtiger.“ Und in unmittelbarem Widerspruch mit diesem Eingang führt er dann aus, Berlin gleiche einer gekrümmten und mit falschem Schmutz behängten Theaterbühnen, welche jeden Vortheil in das rechte Licht zu stellen wiße, Wien einen Paragon, der seine Schätze verberge; es gleiche „einer Hand voll kostbarer Brillanten, die zwar ihren inneren Werth haben, aber so hingenorren, ohne Ausfassung, ohne Ordnung, bei weitem den Eindruck auf den Beschauer nicht machen, den jeder andere solche Schmutz hervorbringt, der nach der neuesten Façon gefärbt ist.“ Insbesondere ergeht er sich in scharfen Bemerkungen über die Unhöflichkeit der berliner Bauart, über das Mißverhältniß zwischen einer „ihönen solonnitren Fronte“ und der schlechten Raumvertheilung im Innern u. dgl. mehr. Wenn ein berliner Baummeister von „viel Worten und Wind, aber wenig Praxis“ vor die Aufgabe gestellt würde, in Wien auf einem Plage von zehn Klatern in der Länge und sechs in der Breite geräumige Wohnungen für zwanzig Familien herzustellen, so würde er sagen: „Heil mir der Teufel, daß weiß ich nicht!“ (Friedel, der doch Schauspieler in Berlin gewesen war, hält dies für berliner Dialekt — was Wunder, daß noch immer Norddeutsche den Wienern das scheltende „folter“ in den Mund legen!) In der äußeren Eleganz Berlins werde Wien allerdings niemals gelangen. — Es ist nicht nöthig, darauf hinzuweisen, wieviel auf beiden Seiten sich in den hundert Jahren geändert hat.

Einrichtungen in der Ansichtswiese und durch eine auf die allerfrühesten Fassung gebrachte Darstellung der Besitzbestimmungen erreicht worden. Nicht jeder ist in der Lage sich einen „Meyer“ oder „Brodbaus“ anzuschaffen; der „kleine Landbesitzer“ wird bei seinem enorm billigen Preise, — er kostet elegant gebunden 1 Mk., — gewiß die größte Verbreitung finden.

\* Ludwig Uhland. Nichterfassen aus seinen Werken nebst einer biographischen Charakteristik und dem Portrait des Dichters. Von Oswald Rühlmann. Im hundertjährigen Geburtsstages Ludwig Uhland's am 26. April 1887 von Dr. Adolf Köhler. Verlag von C. Herrmann in Leipzig. Das Werkchen ist mit einem trefflich getrossenen Bilde Ludwig Uhland's geschmückt und foliet, trotz der sehr eleganten Ausstattung nur 1 Mk.

\* Der süße Boulangier oder Die Wirkung des Zeytelnars. Großes tragikomisches Hebelgedicht aus der Gegenwart von Ludwig Schönaue. Mit 28 stimmungsvollen Illustrationen von W. R. Müller. Gena druck. M. 1. Verlag von Schöningh's Buchhandlung. Dieses lustige Werkchen erinnert durch seine leichte Sprache, tragische Wirkungen fast an die humoristischen Schriften von Wilhelm Bülow. Verleger und Illustrator weitersuchen unsere Nachahmer in Bewegung zu setzen, indem an diesem „höhen Boulangier“ gewiß jederman seine Freunde haben wird.

Von Soldaten auf offener Straße wenigstens indirekt angebetelt zu werden, das scheint nichts Seltenes gewesen zu sein. Sie boten sich als Wegweiser oder zu sonstigen Dienstleistungen an: als Schildwachen präsentirten sie das Gewehr in Erwartung eines Trümpfchens.

Von Berlin nach Potsdam — jetzt durchschnitlich eine halbe Stunde und höchst 25 bis 30 Züge — war eine sehr beschwerliche Reise. Ein „Journaliste“ ging täglich, später sogar zweimal. Mit der Clever Post brachte man beinahe eine ganze Nacht zu, mit Extrapost sieben Stunden, und da die abgetriebenen Pferde in dem Sande nicht vorwärts kamen, gingen die Reisenden meistens neben dem Wagen her. „Allerdings wird jetzt eine Chauffee gebaut“, sagt ein Bericht von 1791 herüberhin. Noch wunderbarer klingt es freilich, wenn ein „Reisender durch die königlich preussischen Staaten“ erzählt, eine Gesellschaft sei in einem vierpännigen Wagen morgens um halb 6 Uhr von den Linden abgefahren und um 11 Uhr in — Charlottenburg angekommen. Er beschreibt dann sehr hübsch das damalige Leben und Treiben unter den „Zelten“ im Hiegarthen, wo man gut, „aber auch nicht woßheit“ speiste: Ein gebratenes junges Huhn mit Gurkensalat kostete acht Groschen (1 Mk.) und das Quart Pottacqz einen Groschen mehr als in Berlin, nämlich zehn Groschen. Pottacqz, ein schwerer, herber Metwein aus Süßrauschtrich, oder wenigstens ein unter diesem Namen gehendes Getränk, war damals und noch lange nachher sehr beliebt und verschulte die vielen „Pottacqztrinken“. Am nächsten Tage beobachtete der Reisende im Taxovischen Garten in der Thiergartenstraße ein „Dejeuner von Adeligen“. Man versammelte sich um 10 Uhr etwa, verzehrte „Chokolade, Thee, Kaffee, Limonade, Orgeade, Katafia und Perfico (Cianettere), Butterbrot, Schinken, frankischweiger Würst, Danziger Goldwafer, kaltes Rindfleisch u. s. w.“ und tanzte bis 1 Uhr. „Die Damen waren alle im Nögigs und nach dem Essen und feinsten Gespräch angezogen, sie saßen zum Theil wie die Grazian und saßen mehr als sie tanzten. Gegen 1 Uhr sprangen sie in den Wagen und eilten ohne Zweifel zur Toilette, um sich zur Tafel, welche um 2 Uhr angeht, vorzubereiten.“

Die Urtheile über den Charakter der damaligen Berliner lauten im allgemeinen sehr günstig, nur tadelt man ihre Vorliebe für alles Ausländische und ihren Jam zum Witzeln. Ludwig Formey, der Sohn des sächsischen Sekretärs der Akademie der Wissenschaften unter Friedrich II. und selbst gegen Ende des Jahrhunderts königlicher Leibarzt, trägt in seiner medizinischen Topographie von Berlin das viele Kartenzeichnen, dem sich schon vierzehnjährige Mädchen hingeben, das lange Wachen in vom Geruch der Nahrungsmittel und der Blumen erfüllten Räumen u. s. w. Damals glaubte man durch Küchermittel die Luft zu verbessern. Mit der berliner Mundart geht schon ins Geruch der bekannte Karl Philipp Moritz. Doch unterscheidet er nicht zwischen dem Norddeutschen und dem verdorbenen Hochdeutschen, erklärt auch manches für runderes falsch, was nur ihm als Hannoveraner fremd war. Ob aber, wie der Herausgeber will, der Bural

\* Zum 22. März 1887. Rede zum 91. Geburtstag des Deutschen Reiches gehalten von Walter Meißner. — Der Rhetorik ist zu wünschenswerthen Zwecken bestimmt. — Braunschweig, Verlag von Gebhardt's Verlag, 1887.

\* Sedan. Schauspiel in 4 Akten von August Schöberl. Berlin, Verlag von H. Pöhlke (S. Schudt). Zum erstenmal wird uns in vorliegendem Drama wieder schon mehrfach behandelte Stoff in moderner Form, im Geiste der sogenannten Endromantik vorgeführt, und überdies in nicht zu bezeichnender Originalität in der Behandlungsweise. Der Autor greift weit aus. Ganz Europa ist losgeraten an dem Spiel betheilig.

\* Das schwebensrechtliche Verfahren nach dem Deutschen Gerichtsverordnungsgezetze und der Deutschen Strafgesetzbuchung unter Berücksichtigung der besonderen, für Preußen geltenden Bestimmungen. Leitgaben zum Studium und zum praktischen Gebrauch. Von E. Schmidt, Landgerichtsdirektor in Schwelm. Wieslau 1887. J. L. Kern's Verlag (Max Müller).

\* Die Einnahmquellen und der Kredit Chinas nebst Abhandlungen über die deutsch-österreichischen Handelsbeziehungen von A. S. Gruyer. I. Hr. Delegat der Deutschen Eisenbahn-Konföderation für China. Berlin, Verlag von A. Hfer & Co. 1887.

# Land- und Hauswirthschaft.

## Zur Vertilgung der Akerdistel.

Obgleich die Distel in ihrer Jugend für Pferde und Gänse ein sehr gefährliches, weil bläulich giftig wirkendes Nahrungsmittel ist, geht sie doch zu den häufigsten und gefährlichsten Unkräutern und hat sich trotz der Holzkrautgese, welche in vielen Gegenden ihre rechtzeitige Vertilgung gebieten, nicht verdrängen lassen. Das wüthende Bodenblatt für Schweißholzlein hält aber mit Recht eine eingedrungene Belagerung für notwendig. Es heißt dort u. a.: „Um die Distel mit Erfolg zu bekämpfen, ist es durchaus erforderlich, die Eigenschaften der Wurzel zu beobachten. Die sorgfältigste Bodenbearbeitung sowohl im Felde als im Garten mit dem Spaten ist nicht inzulange, eine gründliche Vertilgung dieses lästigen Unkrautes herbeizuführen, wenn nicht mit diesen Arbeiten eine entsprechende Kultur Hand in Hand geht. Die zahlreicheren Wurzeln einer Distelfeld dringen nicht senkrecht in den Boden, sondern sie wachsen wagrecht und bilden die Grundlage des Samenstengels, welcher in grader Richtung an die Oberfläche treibt. In hummreichen, mürbem Boden trifft man die Wurzel beim Nadeln bis 1 m tie; in festem Wergel oder thonigem Boden liegen sie in der Regel da, wo die Akerkrume aufhört, und sie werden beim Bearbeiten fast immer erreicht, während man in tiefgründigem Boden wegen des hier tiefer liegenden Wurzelstodes bei gewöhnlicher Bodenbearbeitung nur die aus diesem entspringenden Sprossen zerstört, — diesen Verlust ersetzt aber in der Erde liegende Pflanzenstämme reich durch zahlreiche Triebe. Besonders führt die Zerstückelung des eigentlichen Wurzelstodes bei der Bodenbearbeitung zu einer kaum glaublichen Vermehrung. Kleine Wurzeltheile von wenigen Centimetern Länge entwickeln sich im Laufe des Sommers zu den kräftigsten Pflanzen mit Wurzeln bis 1 m Länge und mit zahlreichen Keimen besetzt. Diese im nächsten Frühjahr durch Pflügen und Eggen oft so gestimmten Wurzeln mit ihren anfangs schwachen Trieben hält man leicht für Samlinge, was sie durchaus nicht sind. Selbst im Falle des Keimens geht die Entwicklung der Keime, aus welchen die Samenstengel emporwachsen, ununterbrochen weiter, sie sitzen sehr zahlreich auf den langgestreckten Wurzeln und sind dann zart und weiß wie junger Spargel. Selbst abgetragene Samenstengel im grünen Laublande, durch Pflügen flach unter die Oberfläche gebracht, entwickeln noch im Herbst neue Keime, die im Frühjahr emporwachsen. Beim Ausstreifen des Samenstengels hat man es immer nur mit einem verschwindend kleinen Theile der ganzen Pflanze zu thun, denn der Wurzel ist wegen ihrer wogerechten Richtung auf diese Weise nicht zu bezufohmen. Es werden sich bald wieder neue Triebe zeigen, daher ist das zeitweilige Ausstreifen nur eine sehr oberflächliche Vertilgung. Wenn es zu irgend einem Erfolg führen soll, so muß es ohne Unterlaß von Frühjahr bis zum Herbst fortgesetzt werden, nur dadurch geht die Pflanze zugrunde. Auch kann man mit dem Spaten den Trieben nachgraben, alsdann glückt es häufig, Wurzeltheile mit zu vernichten. Die Vernachlässigung einiger Samenstengel nöthigt aber, schon diese Arbeit im nächsten Jahre von neuem zu beginnen. Diese mühsame Art der Vertilgung eignet sich hauptsächlich nur für den Garten, woselbst wegen der Bäume, Sträucher oder Stauden u. s. w. keine sonst zur Vertilgung geeignete Kultur geschädbet werden kann.“

Der Vermehrung der Distel durch Samen ist keine so große Bedeutung beizulegen, wie es meist geschieht; wirkliche Distelstämme finden sich nur selten. Sie sind leicht kenntlich an den Samenlagern und an dem traugartigen Zustande im Vorfrommer, sie werden auch im ersten Jahre nur Blätter und keine Blumenstengel. Am meisten noch trifft man sie auf Brombeerkäufen, die mit Herdedwinger durchsetzt sind. Durch diese Maßnahmen werden die Samen zum Keimen vorbereitet, ein Vorgehen, das im Pflanzenleben nicht vereinigt daheißt. Auch habe ich im Späthommer Distelstengel mit vollkommen reifen Samen gezogen, in entlegenen Winkeln abgelagert, von wo der Samen nach allen Richtungen hinfiel, habe aber dabeilich niemals einen Distelstengel gefunden. Dahn habe ich vollkommen reifen Samen, sowohl reifen als auch mehrjährigen,

an verschiedenen Stellen gesät und durchaus keinen Sämpling erhalten. Zahlreiche sorgfältige Untersuchungen der reifen Distelkörpe bat mich belehrt, daß in einzelnen Jahrgängen wirklich ausgebildeter Samen höchst selten ist. Die Brut einer kleinen Vogelfrucht (*Trypeta styloia*), welche in den Blütenhöfen verschiedener Girsium-Arten (*C. arvense, lanecolatum, crispum*) lebt, verhört diese zu Pflanzengallen und hinter dabau die Samenbildung. Auch kann der Same durch den Wind nicht überall hin so weit getragen werden, wie man allgemein annimmt; in der Herbst zur Zeit der Samenreife vielach herumfliegenden Hartrancken der Samen sind fast immer ohne Samen. Auf Viehwiesen findet man die Distel meistens nur auf arrendirten Wägen und zwar fast stets einzeln und in alleinstehenden Ständen. Diese können ja auch durch Wurzeltheile bei der Bodenbearbeitung dahin gelangt sein. Wenn sie sich durch Samenlage eingebürgert hätten, so wären sie überall und mehr gleichmäßig vertheilt. Das plötzliche massenhafte Erscheinen von Disteln auf Stellen, an denen nur einzelne waren, ist immer kein Beweis für die Vermehrung durch Samen, sie können mehrere Jahre durch die Kultur in ihrer Entwicklung gehemmt werden, jedoch sie ein oder mehrere Jahre nur langsam treiben, also kaum blühen, sich daher wenig bemerkbar machen und dem oberflächlichen Beobachter ausgetrieben erscheinen — dann aber, nachdem die nur geschwächte, nicht abgestorbenen Pflanze sich wieder erholt, tritt sie aufsteigend plötzlich und in ihrer alten Kraft wieder auf. Wie jede perennirende Staude, so sammelt auch die Distel im Spätkommer und Herbst Reservestoffe an, um selbste in den Wurzeln abzulagern; dies ist so recht die geeignete Zeit, sie durch geeignete Kulturen zu vernichten. Am sichersten erreicht man seinen Zweck durch Hackfrüchte, die mit ihren Wurzeln den Boden um diese Zeit dicht bedecken und das Wachstum der Disteln der Einwirkung der Atmosphäre winterweisch, Aobtrabi, Kunkel- und Suckerrüben; man muß aber durchaus keine einzelnen Disteln aufkommen lassen. Selbstverständlich muß eine gute Bodenbearbeitung und kräftige Düngung vorangehen. Auf besonders kräftigem Boden kann immerhin eine Wengstückerpflanzung zum Grünabernnen gebaut werden. Die Distelwurz ist hierdurch schon in ihrer Entwicklung gehemmt, die folgende Hackfrucht wird dann unbedingt die Distel vernichten; selbstverständlich müssen aber die Kulturpflanzen sich in einem durchaus spärigen Zustande befinden, je kräftiger die Blattemwicklung verhalten, desto sicherer der Erfolg. Wenn zur bestandene Pflanzung ganz bösele leitet, so wird wohl das hier erwähnte Verfahren der späten Bestellung und der weniger kräftig entwickelten Wälder werden müssen, doch muß in dieser Hinsicht in Betracht kommen, Kartoßelfeldpflanzungen sind bei der sorgfältigen Bearbeitung nicht zur Distelvertilgung geeignet, denn im Spätkommer, wenn die Distel ihren Reservestoff abgelagert, ist das Kartoßelfeld abgestorben. Ueberhaupt ist die Zeit zu kurz, während welcher das Kraut den Boden bedeckter, um mit Erfolg die Distel zu unterdrücken, daher sind die Kartoßelfelder oft ein Hauptbeld des Distelunheils.

## Neue Vorrichtung für Petroleumlampen.

Von Eduard Philips.

Der Verfasser hat eine Vorrichtung für Petroleumlampen ersonnen, wodurch die Flamme beim Umfließen der Lampe so gleich erlöcht und die so häufig entstehenden Unfälle daher vermieden werden.  
Die Vorrichtung besteht in einem Schieber, der durch die Lampe geht, an dessen einem Ende ein Kälteleiter befestigt ist, während am anderen ein auf dem Tische ruhendes Gewicht sich befindet. Verläßt nun die Lampe die senkrechte Stellung, so geht der Schieber durch die Nöhre, bringt eine Klappe über den Docht und löst das Licht aus. Ein verchiebbarer Wägen bewegt sich an dem Schieber auf und ab und geht gleichzeitig um den Stand der Lampe, jedoch vollständig beim Erlöschen derselben der Licht-Wärme außer Acht geigt wird.  
Es kann somit die Lampe herumgetragen werden, ohne daß das Licht ausgeht; sollte die Lampe aber fallen, dann bört sie unverzüglich zu brennen auf, doch ehe sie den Boden erreicht. Diese Vorrichtung kann bei Lampen mit runden und flachen Döchten angebracht werden.

Arbeiten mit größerer Korrektheit ausführt, so auch der Magen. Bekannt dieser Dagegen nicht zur gewöhnlichen bestimmten Stunde seine Speien, wird die Mahlzeit übergangen, so gerät die Verdauung in Unordnung, der Appetit verschwindet und die nach dieser Zeit genossenen Speien bekommen nicht. Die Erfahrung lehrt, daß Unregelmäßigkeit der Mahlzeiten eine der häufigsten Ursachen des schwachen Magens bildet und sollte ein jeder, der eine Regelmäßigkeit der Mahlzeiten haben kann, die Regelmäßigkeit innehalten. Dieser Ratß gilt nicht allein für Gesunde, die noch eine gute Verdauung haben, zur Verhütung der Entwicklung von Verdauungsschwäche, sondern auch für schon Magen schwache und werden letztere nicht eher ihr Leben wieder los, bevor sie die für ihren Spezialfall geeignete Zeit zum Essen ausfindet haben und innehalten.

Wie mit den Mahlzeiten verhält sich's auch mit den Schlafzeiten. Unser Körper verlangt zu seiner Erholung einen erquickenden und in Bezug auf seine Dauer hinreichenden Schlaf und sind für gesunde, jugendliche Personen etwa 7 Stunden erforderlich, während Personen im höheren Alter längere Zeit, etwa 9 Stunden in 24 Stunden schlafen müssen. Soll der Schlaf erquickende Wirkung haben, so dürfen vor und während der Schlafzeit weder Gemüthsbewegungen vorhanden sein, noch das Denkfähigen sich in stärkerer Thätigkeit befinden, noch endlich körperliche Störungen, zu denen namentlich intensive Gehör- und Gesichtseindrücke gehören, auf uns einwirken. Wer sich physisch aufgeregt zu Bett legt, wenn allerhand Gedanken durch den Kopf gehen, wird ebensov wenig gut schlafen, wie ein solcher, der durch Geschrei, gelle Töne und blendende Lichtstrahlen gestört wird. Eine Anzahl Menschen besitzt nun die Gewohnheit, abends aufregende Glückspiele zu machen, andere lesen aufregende Romane vor dem Schlafengehen, noch andere treiben geistige Arbeiten zu weit und arbeiten bis spät in die Nacht hinein, noch andere regen sich permanent durch Würfelspekulationen auf u. s. w. — alle diese Personen schlafen schlecht oder gar nicht infolge der angeführten Gewohnheiten. Sehr häufig hat die Schlaflosigkeit ihre Ursache in der Gewohnheit, daß niemals zur selben Zeit abends zu Bett gegangen wird, sondern heute abend etwa um 8 Uhr, am nächsten Abend um 11, den folgenden Abend um 2 Uhr nachts u. s. w. Wer gut schlafen will, muß ein und dieselben Stunden zum Schlafen verwenden und sich namentlich stets zur selben Stunde abends ins Bett legen. Wie sehr in dieser Beziehung die Gewohnheit unseres Körpers wirksam ist, sehen wir daran, daß wir, sobald wir mehrere Nächte etwa zwischen 2—3 Uhr aufwachen und ein oder zwei Stunden wach bleiben, nur schwer diese üble Gewohnheit unseres Körpers wieder loswerden können und ohne einen anderen Grund wie den der Gewohnheit nur jede Nacht zur selben Zeit aufwachen und wach bleiben. In den letzteren Fällen ist unser Körper erst wieder durch eine allabendliche Dosis Bromkali (abends 3—4 g in Zuckersirup zu nehmen), ein abendliches laues Bad u. s. w. an die richtige Ordnung zu gewöhnen.

Eine Anzahl älterer Personen hat die Gewohnheit, ein Mittagsschlafchen zu halten. Ist dies zweckmäßig? Wir behaupten ja. Schon die Natur weiß auf die Zweckmäßigkeit des Schlafes nach Tische hin, indem der Säugling, sobald er sich satt getrunken, an der Mutterbrust ein schläft und der Erwachsene nach angemessener Mahlzeit das Gefühl von Schlaftrigkeit bekommt. Die Zweckmäßigkeit des Mittagsschlafchens beruht jedenfalls darauf, daß die Verdauung eine erhebliche Arbeit des Magens erfordert und um so ungehörter vor sich geht, wenn alle übrigen Thätigkeiten des Körpers ruhen und geschieht letzteres unabweisbar recht gut während des Schlafes. Das Mittagsschlafchen ist also ein die Verdauung indirekt beförderndes Mittel und bei alter Spruch

Nach dem Essen sollst Du ruhn,  
Ein halb Stündchen gar nicht thun

ist völlig richtig. Bei jugendlichen kräftigen Personen mit guter Verdauung ist freilich ein Mittagsschlafchen überflüssig,

bei älteren Personen jedoch, die ohnehin schon schlechter schlafen wie junge Leute und denen jede Arbeit, auch die Verdauungsarbeit schwieriger ist und ferner bei schwächlichen Personen, bei denen ähnliche Verhältnisse vorhanden sind, ist der Mittagsschlaf zweckmäßig; wegen der Verdauung befördernden Wirkung dürfen feste Personen, wenn sie keine Zunahme ihres Körpergewichtes haben wollen, keine Mittagsschlafchen halten, wohl aber magere.

Eine weitere Gewohnheit einer größeren Anzahl Menschen sind regelmäßige, tägliche Spaziergänge. Spaziergänge namentlich im Freien mit weiter Aussicht, sodas der Spaziergänger viel Terrain überblickt, haben eine zweifache Wirkung. Erstens gelangt die Blut- und Säftemasse des Körpers zu besserer Vertheilung im Körper und zweitens tritt physische Verübung und Stärkung des Nervensystems ein. Wegen ersterer Wirkung sind daher Spaziergänge heilsam bei allen Personen, deren Beschäftigung nicht mit genügender Körperbewegung verbunden ist, bei Beschäftigungen in sitzender Lebensweise (Schulmachen, Gelehrten u.), bei Stubensitzen, bei Wanderschaften im Unterlande, bei Hünorchen, bei Blaudrögen zum Kopfe, zur Brust u. s. w., während die hinsichtlich Verübung und Stärkung des Nervensystems durch Spaziergänge nach angeregten geistigen Arbeiten, bei Gemüths-erregungen, bei Schlaflosigkeit und bei der auf nervösen Störungen beruhenden Appetitlosigkeit günstig wirkt.

Zu den Gewohnheiten fleißiger, thätiger Menschen gehört regelmäßige Arbeit, Thätigkeit. Dieselbe kann in körperlicher und in geistiger Arbeit bestehen. Die körperliche Arbeit erstreckt sich mit Einschluss der zum Essen verwendeten Zeit auf durchschnittlich 12 Stunden, von morgens 6 bis abends 6 Uhr; die geistige Arbeit hält weniger diese Zeit inne und werden entweder schon frühe Morgenstunden (4, 5 Uhr) nach dem Spruche: „Morgenstunde hat Gold im Munde“, zu derselben benutzt, eine namentlich für jüngere Personen zweckmäßige Gewohnheit, da unser Geist nach dem Schlafen besonders frisch und arbeitsfähig ist, oder man verwendet 3, 4 in den Schulen die Vormittagsstunden zu den schwereren und noch ein paar Stunden nachmittags zu den leichteren, den Geist weniger anstrengenden Lektionen, oder endlich — und dies geschieht oft von Gelehrten — es wird nicht allein den ganzen Tag über ohne erhebliche Unterbrechungen, sondern bis spät in die Nacht hinein gearbeitet. Die letztere intensiver Arbeitsweise geschieht hauptsächlich aus dem Grunde, weil schwere geistige Arbeit nicht gut größere Unterbrechungen gestattet. Wie verhält sich nun Arbeit in hygienischer Beziehung? Die Erfahrung lehrt, daß alle Organe unseres Körpers durch Thätigkeit einem gesteigerten Stoffwechsel unterliegen und je anstrengender die Arbeit ist, um so mehr an Umfang und Leistungsfähigkeit zunehmen. Wer seine Arme, wie 3. B. die Holzhafer, sehr anstrengt, bekommt so kräftige, starke Muskeln der Arme, daß dieselben oftmals den doppelten Umfang annehmen; dasselbe gilt von den Schenkeln der Personen, die täglich große Fußreisen machen müssen, z. B. die Postboten; ferner von den Athleten. Ebenso verhält sich mit den geistigen Arbeiten. Durch Denken lernt man denken und ist die Entwicklung unseres Geistes sehr wesentlich davon abhängig, ob jemand in seinem Leben viel gedacht hat. Wer aber denken gelernt, wird die Gefahren für seine Gesundheit und sein Leben viel leichter erkennen wie der Dumme und Denksaule. Wenn aber sowohl körperliche wie geistige Arbeit unsere Körper und Geist stärkt, so besitzen wir in der Arbeit ein vortreffliches Mittel zur Erhaltung unserer Gesundheit und unseres Lebens. Zudem bildet fleißige, regelmäßige Arbeit die beste Unterhaltung, schützt vor Langeweile und kummern Streichen. Sehr richtig sagt Lessing: „Die größte Wohlthat, welche die Vorsehung dem Menschen verliehen, ist die Arbeit“ und schätzen wir unseren heutigen Artikel mit dem Rathe:

Willst du ein langes Leben haben,  
Strenge an deine Geistes- und Körpergaben,  
Und merck dir vor allem das,  
Der Dumme und Faulle bleibt früher ins Gras!

(Fortf. folgt.)

„Brieme“ von Brief durch die Herkunft des Wortes von breve zu vertheidigen ist, dünkt uns doch ebenso fraglich, wie etwa die Rechtfertigung des Berliner „bei Howe“ von „der Hoff“ durch Verungung auf das Mittelgebirgsdeutsche. Die Schriftsprache und die Sprache der Gebildeten im größten Theile von Deutschland sollten da wohl entscheiden, sonst müßten wir auf die „Jacht“ gehen.

Aus den Bemerkungen über die Kleidertracht möge nur die folgende ausgehört werden: Die Trompeuren oder gorges postiches mit hochbehemem Kragen sind noch immer die Liebhabmode der hiesigen Damen; sie geben zwar ein stattliches Ansehen, allein der Freund der Natur und der Wahrheit muß ihnen seinen Besal verjagen. Was würde der Freund der Natur und der Wahrheit erst zu der Einführung der „palpitators“ gemeint haben!

Beobachtungen über die Arme nehmen begrifflicherweise einen großen Raum ein. Am eingehendsten bepricht dieselbe ein Sachle. Er tabelt die militärischen Einrichtungen seines Heimatlandes bitter im Vergleich mit den preussischen, und als bezeichnend kann es hervorgehoben werden, daß zuerst, der feste erdhärtende Tritt eines preussischen Regiments“ auf ihn einen gewaltigen Eindruck macht — wie feiertage auf die Franzosenfreunde in Mex und Straßburg. Andererseits bepricht die damals so einflussreiche „Berlinsche Monatschrift“ von Goltke und Wieser mit vielem Freimuth die

künigen Selbstmorde von Soldaten, welche öftentlich beschimpfende Strafen, vielleicht unverschuldet, erleiden müßten und bei niemandem Klage führen können. Der Soldat außer Dienst ist schon eben erwähnt worden.

Schließen wir mit einigen Mittheilungen über das Theaterwesen. Die Oper wird ganz auf königliche Kosten erhalten, und Eintritt wurde nicht bezahlt. In den Logen hatten die Hofleute, die Regierungs-Kollegien u. s. w. ihre bestimmten Plätze, das Parterre wurde größtentheils von Offizieren, Böglingen der Militärschulen und Soldaten aus den verschiedenen Regimenten der Garnison eingenommen, der übrige Theil des Parterres war für das „Publikum“ bestimmt. Um 2 Uhr fing „das Raufen, Aufschneiden und Weichengebäude“ an. Jeder Angegebete wurde eingelassen, solange noch Raum war. Beispiel wurde nur in der Karnevalszeit, d. h. vom 20. Dez. bis zum 24. Jan., je nachdem es der König bestimmte“, und zwar Montage und Freitag. Die Opern bestimmte ebenfalls der König. Angefangen wurde, sobald die höchste ernannte Person der königlichen Familie eingetroffen war: Trompeten und Pauken kündigten die Ankunft des Hofes an.

Das deutsche Schauspielhaus stand auf dem Hof eines Hauses in der Dreifaltigkeit. Ein angelegter Franzose schildert den Zustand der Doppeltschen Truppe als ganz erbärmlich, übertriebt aber unmerklich mit Ablicht.

### Der deutsche Student.

Ein Aulavbild aus den ersten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

#### Dreizehntes Kapitel.

#### Der Jenefer Comment. Collegia. Der Rechtsboden. Universitätsamt und Bedelle.

Gassatim laufft Schnurri, Studentes Pedellque.

Nege und geräuschvoller gestalte sich das Leben in Jena durch die allmähliche Ankunft der verzeisten und neuen Waisen-söhne: die Straßen, besonders der freundliche Wartplatz waren mit bunten Wägen bedekt; in den firtlich noch oben Wirths-bäueri wurde es leineig, hell warm am Abend, wenn der Durch ich die Aneie jog, die Säle erleuchtet, aus denen frohes Gelächter und vielsinniger Gesang erschalle. Am meisten galt dies von der mitten in der Stadt liegenden Burjenschaftsmerse, dem Burjeller, vor und in welchem, gleichwie in einem Universitätsgebäude anderer Hochschulen, kommende, gehende und „anjähige“ Burjchen immer zu finden. Der größte Veranlungsort aller Studenten von jeder Farbe war der Markt — das Forum — hier traf man zu jeder Tageszeit, wie es bei den alten Griechen und Römern der Fall gewesen, bei jeder Witterung zahlreiche Gruppen diskutirender und disputirender Studis, die Verbindung hatte, wie an einer großen Börse, hier den gewissen Plag, nur bisweilen entdeckte man eine andersfarbige Wäse unter den sonst gleichfarbigen, diese gehörte dann einer bestimmten Verbindung an, oder verhandelte mit den Andersdenkenden über wichtige Gegenstände, über Krieg und Frieden, Leben und Tod. Auf dem Markte geschahen gewöhnlich die Bestimmungen zu den vorgehenden Quellen, hier wurde fast alles verhandelt. Andere Parteien belustigten sich mit Stößen, andere rauchten und saßen auf den Treppen des Marktes und Stühle herabgetragen, um an schönen Tagen Risthe und Schneeballkannaden fänden auf zu trinken. Selbst Wallfische und Schneebalkannaden fanden auf dem Markt statt, endlich unschöne Vergnügungen, die, wie jene ernstern, nicht geübt wurden.

Wie der Markt der Hauptplatz in Jena, so war er es in jeder Beziehung doppelt für den Student. Man spazierte und stand, flackete Besiten ab und nahm deren an — es war der allgemeine Versammlungspunkt. Jeder ordentliche Student brachte bei gutem Wetter gewöhnlich drei Stunden täglich hier zu, bei schlechtem sah man indessen auch in Wäntel gefüllte, oder unter den Hallen des Rathhauses und unter andern gegen Wind und Regen schützenden Dertern unverschuldet der Mode und dem Brände folgende Burjchen. Bisweilen suchten die durch Umweier vom freien Markte Vertriebenen Schutz und Sitz

in den vor der Sonne, aus Mangel an Remisen, stationirten Antischen, Wagen und Schlitten, oft wurde in ersteren bei heißer Sommerzeit ein Nachmittagschlafchen abgehalten. Viele lächerliche Scenen fielen hierbei vor: schlafende oder berauschte Waisen-söhne wurden absichtslos fortgeschoben, liegen dies auch wohl mit Absicht gesehen; bisweilen mögen auch die mit Keilspitzen gefüllten Taschen gelinbert und anderer Unzug getrieben worden sein, wodurch dieser Brauch unterlag, aber doch nie ganz abgesehafft wurde.

Die Wege nach den nahen Dörfern und diese selbst wurden belebt, die Burgen, zumal im Anfange, fleißig besucht. Die Landsmannschafter zogen, wie schon erwähnt, nach Eichenhain und Wöllnis, Burjenschafts und Jinken eben dahin, oder nach anderen Dertern. Die Burjenschafts hatten ein Kaiserthum in Zwängen, eine Republik in Ziegenhain, Herzogthümer in Ammerbad, Cospeba und Wöllnis. Jeder folgte seiner Fahne und seinen Freunden, jeder suchte sich so fidel als möglich zu unterhalten.

Der Jenaische Comment — der allgemeine unter Burjenschaftlern und Landsmannschaftern, wie auch mit denen anderer Universitäten in den Hauptpunkten übereinstimmend — war streng und wurde mit Strenge befolgt. Jeder Fehler gegen ihn wurde gerügt und bestraft, leichtere Vergehen mit Verweis und Abbitte, — Räffel, Degeneration — schwerere mit Verweis, oder dadurch, daß drei Mitglieder des präsidirenden Corps den Frevler forderten. Der Verweis — Jam, Verch. . . war eine heillose Strafe, der damit Belegte war aus jedem Umgang mit seinesgleichen ausgeschlossen, wenn auch nicht weggeführt, doch auf die Dauer der Strafe, die nicht unter einem halben Jahr verhängt wurde, erslos. Die Burjenschaft hatten mehrere Grade dieser Strafe — des temporären Verweises — jefterten von 14 Tagen bis zu verpetueller Erglosigkeit — bei insaurirenden Vergehen — gestatteten aber, anser im letzten Falle, dem Verurtheilen — Sch. . . — zwei seiner Freunde zum Umgang. Dies geschah nicht bei den Landsmannschaftern, die hierin strenger verurtheilt und ebenfalls bei vorkommenden Fällen den perpetuellen Verch. . . verhängten. Dem hiermit Belegten wäre es besser gewesen mit einem Wäntelsteine am Halse in die Saale, da wo sie am tiefsten, zu springen: er war bei Studenten, Präfixtem, bei den Professoren und dem Aute verachtet, hatte keinen Kredit und fand höchstens unter den Jinken oder Knoten gleichgestimmte Seelen, die des Umgangs mit ihm sich nicht schämten.

In vielen Fällen trafte der Comment zu hart und wurde von vielen zu pedantisch befolgt — Commentreiter. Dies ging oft bis ins Lächerliche und wurde von andern Univer-



sitzen mit Recht gerügt und belacht. Aber festes Halten an diesem heiligen Geleitzbuch war in Jena von jeher gebräuchlich und durch Gewohnheit nicht so brüderlich, Ordnung und gegenseitige Achtung war, besonders bei dem vielen Biertrinken, unumgänglich nöthig; Achtung vor den hochwürdigen, als zweckmäßig erachteten Verbindungen und Solankämtern gegen deren Vorkrächer, dadurch bedingt und durchaus gebordert.

Eine Verordnung des Comitent war für unsere Schnabel sehr günstig. Nach dieser rißte jeder loslöthete Student ein, jeder belegte zwei Semester im Buchsenalter vorwärts. Sollte dies vielleicht eine Entschädigung für die erlittene Strafe, ein süßer Trost sein? Schnabel wurde demzufolge münchlich als „junger Buchs“ anerkannt, da er doch nach Recht erst Brandner — Brenner oder Brandfuchs — war. Das Buchsenalter war in Jena, wie auf allen übrigen Universitäten so beschaffen: erstes Semester: Fuchs, zweites: Brandfuchs, drittes: junger Buchs — nun durfte man sekundären, Gargen bezeichnen, den Senioren/Convent besuchte z., vieres: alter Buchs; in den folgenden wurde man verächtlichlich titulirt: altes Haus, kemolcher Buchs, Kandidat, Goldfuchs z.

Münchlicher als in Halle wurde in Jena das Belegen und Beladen der Collegia verlangt. In den ersten vier Wochen nach dem Besitze derselben mußte belegt und besetzt sein, sonst drohten Excommunication und Exclusionen! Hierbei verfuhr man wirklich streng; wenn es auf „Geld“ und „Zahlen“ ankam, war es immer der Fall. Ueberwiesene Unflätigkeit wurden, wenn Ermahnungen nichts fruchteten, pignoris causa weggenommen; um sich diesem nicht auszuweichen, mochten viele die Collegia besetzen, der bessere und fleißigere Theil besetzte natürlich solcher Zwangsmitel nicht. In der kleinen Stadt war der Haufe und Fiebertische bald erkannt, wurde dies nicht im excentrischen Maße wahrgenommen, so wurde gewarnt und wohl gar ein Auge zugedrückt — dem schadenfreudigen stand dieses Manöver sehr brotlich — aber Unverschämtheit, immerwährende Mühsale des alten Adams, zumal wenn der Wißfüllige nicht sonderlich vermögend war — jeder eine Hauptstütze — hatten das Konfiliom oder „Wargeregeln“, eine geliebte Art jener Strafe, zur Folge; und köstlich mußte der Wegweisende noch bedeutende Kosten entrichten. Am allgemeinen Berufsfeie jedoch in Jena fließ, verbunden mit regelmäßigen Kollegienbesuchen. Was sollte in aller Welt der Buchs auch den ganzen Tag, hauptsächlich am Vermittage, treiben? Seine Bekannten und Freunde waren um diese Zeit in den Hörsälen, aus Angermünde, Infinit und im Winter aus dem Bedürfnis der Wärme — die Auditoria waren in der Regel sehr gut besetzt — ging er auch hin, hörte zu, schrieb nach oder sah nach einer durchschwärmten Nacht wohl auch ein. Gegen mittag wurde es auf dem Markt lebendig, nun hatte man nicht mehr nöthig in den Kollegien anzudauern; nach Tische war dies noch mehr der Fall und später sog man dann wohl nach Lindenheim und war zur Kneipezeit, um 7 Uhr, wieder in der Stadt, oder nach Wöllnis und brachte dort den Abend zu.

Gleichwie dies von einer gewissen Zahl Studenten, die sich nur des Studirens halber auf einer Hochschule aufhalten, gilt, ebenso wollen wir auch dem Privatstetse der Mehrzahl nicht zu nahe treten. So häufig man diesen in Jena, wie auf andern Hochschulen findet, so häufig vermißt man ihn auch. Der Eine will nichts lernen aus angeborenen Widerrwillen gegen geistige Anstrengungen, oder aus dem Grundsatze: daß er es nicht nöthig, auch ohne dies zu leben habe; der Andere kann nichts lernen aus Mangel an Fassungskraft und Talenten — diese Klasse sollte man nie studiren lassen — der Dritte hat nicht Zeit zum Lernen, da ihn weit bringendere Geschäfte: Pausen, Saufen, Fechten, Ausfahrten, Possiren, Gesellschaften, Mädchen und Ragenzimmer davon abhalten; der Vierte verzieht es auf spätere Zeiten und will die Gegenwart und seine Jugend noch genießen. Jeder hat und findet seine Entschuldigungen. Deren fünf auch Schnabel, der, außer in zwei Kollegien, die er nöthigstir bediente, gar nichts that. Bei den berühmten Theologen — Jena hatte in jeder Fakultät je eine Mämmer! — Dang und Schott hatte er Kirchengeschichte, den ersten Theil und die Einleitung in des Neuen Testaments belegt, später wollte er Dogmengeschichte und Dogmatik bei dem mit Recht gezeierten Baumgarten-Crusius hören. Ihm blieb ja noch viel Zeit, er durfte noch sieben Semester — im ganzen waren ihm zu einer tüchtigen Ausbildung vier Jahre bestimmt — studiren, im zweiten schon so heftig anzufangen, war nicht

nöthig: die Zeit, höchstens ein Jahr, vor dem Examen sich ordentlich hingezigt, so ging es auch noch, die „durchschossen“ Materien waren dann im frischen Gedächtnis!

Eifriger als die Collegia besuchte der immatriculaete Felix den Festboden. Seine Immatriculation, um dies nachträglich noch anzudeuten, unterlag keinem Anstande, er mußte aber doch nach Unterzeichnung des Konfilii — eigenhändige Einreichung seines Namens in das schwarze Buch — und nach praecongruendo bei dem Depositor erlesen ihm Zuhören sächlich, dem Brorator die Hand darauf geben, daß er sich doppelt gelichmäßig betragen wolle, da ihm bei dem Begehen, das gewöhnlich mit mehr als acht Tagen Karzerarrest bestraft wird, des Konfilium bevorstand — doch mit dem jeuitätigen Vorbehalte: nur das Mäßige und Zumüthige des Verlangens zu erfüllen. Hierauf erhielt er die Matritel und war ein gemachter Mann. Man wurde gleich der Festboden und Collegia belegt, für jedes, wie für die Immatriculaetionsgelühren, für einen Festapparat, Mäße und Frankengastien müßte Geld aufgesamlet, von den Hefen eines dormalen glänzenden Wäsch- und Kleidervorrathes, der Bücher z. verkauft und bei dem alten Bucherer Köstlich verweist werden.

Der Festboden, ein schöner eigens zu Feststündigen erbaute Saal, der aber noch zu Schnabels Zeit verkauft und niedergeworfen ward, sah den eifrigen Schnabel häufig; außer den öffentlichen Uebungen, bei welcher ein Hofkammerfräule ihn bearbeitete, nahm er noch Privatunterricht bei dem krummbeinigen, baufässigen Universitätsmeister und übte sich überdies noch auf dem Marke und in den Hofstufen — auf Stuben war das Tragen verboten — da er mit Gewalt und bald ein guter Reiter zu werden wünschte.

In Jena wird „geliehen“, viele Fechtart in unter den deutschen Unversitäten nur noch in Erlangen und Heilbrunn in Würzburg, wo sie immer mehr verdrängt wird, üblich, auf den übrigen Hochschulen Deutschlands wird geschlagen, sei es mit Korb- oder Glockenschlägern. Das Stoßen hat manches für manchen gegen sich. Als Uebung betrachtet geben wir ihm vor dem Schlagen unbedeutend den Vorzug, es macht heftiger und gewandter, will feiner und feinergeachtet erlernt ist und verursacht doch dem Vernenden nicht so viel Beulen und Wunden. An jedem Orte kann man mit dem leicht und ohne Unbequemlichkeit mitgenommenen Dappier — Fescht, Floret — sich üben, bedarf dazu keiner großen Vorrichtungen, keiner Hute und Handschuhe und bedarf nicht weniger oder gar nichts für die Kleidung, die nicht von selbst wieder hebt. Mit Maschinen gegen Deckung des Gesichts und der Augen haben wir in Jena nie stehen sehen, man verschmählte diese hinderliche Deckung, nahm sich dagegen in Acht beim Stoßen und Pariren. Nur höchst selten traf ein ungegeschickter oder schlecht parirter Stoß das Auge; der Zielpunkt für alle Stöße war die Brust. — Gegen das Duelliren auf Stößwaffen — Stößschläger — wäre dagegen einzuwenden, daß es zu gefährlich, leicht tödtlich werden kann und die meisten, fast alle Beleidigungen unter Studenten, solcher Süpae nicht bedürfen. Es ist nicht zu leugnen, daß ein Duell auf Stoß gefährlicher werden kann, als das auf Hieb, bei dem meistens kommt jedoch nichts Erhebliches heraus. Die Sekundanten hindern das zu wildende Eindringen, rufen bei einem ihrem Paulanten Gefahr drohenden Stöße das hemmende „halt“. Wer sich im Stoßen übt, hat endlich nicht mehr zu riskiren, als der Schläger, dieser hat dagegen auffallende, für den Theologen besonders sehr anstößige Wahrzeichen zu befürchten. Im Vergleich zu der Unzahl der in Jena vorgefallenen Duelle sind nur sehr wenige wirklich gefährlich geworden, oft lag dann nur die Schuld an der nachfolgenden schlechten ärztlichen Behandlung, oft an der des unachtbaren Sekundanten, und gewöhnlich an der eigenen Schuld oder Ungeschicklichkeit des Verwundeten. Doch wollen wir hiermit dem Stoßen nicht unbedingt das Wort reden, es ist und bleibt gefährlicher als das Schlagen und paßt vielleicht nicht zu den geringfügigen, feindlichen Beleidigungen und Reibungen, die unter den Studenten das Duell in der Regel nach sich ziehen.

Beschuldigt man das Stoßen als unmännlich und zieht das ritterliche Schlagen nur aus diesem Grunde vor, so wird dieser Grund lächerlich. Stößt man nicht allgemein in Fran- reich und anderen Ländern? Sind deren Bewohner desho unmännlich? Mögen die Italiener, die auch häufig auf Stoß duelliren, unmännlich und mehrerlicher sein, so waren es doch gewiß nicht jener, erlanger und würzburger Buchsen!

Einen besondern Vortheil gewährt das Stoßen noch deshalb, daß man nicht so unendlich viel Schleppereien mit Schuh- und Trugwaffen hat, wie bei einem Hiebduell; ein Stößbandhieb, ein Schläger und noch einige andere Kluge sind alles, was zu einem Duell nöthig ist. Auch das fatale langweitige An- und Ausziehen fällt weg, man schlägt sich, wie man steht und geht, wirft den Korb ab und bindet eine leberne Binde um den Unterleib. Tritt eine Störung ein, kommt ein Bebel, oder muß man sonst ausfahren und fliehen, so ist der Duellant instand den andern zu folgen und fällt nicht in die Hände der strengen Gerechtigkeit; wie elend ist dagegen der im vollständigen Paulansuge dastehende Pausant auf Hieb- waffen daran!

So oft man in Jena beobachtete den Stoß zu verbannen und den Hieb einzuführen, ebenso oft ächteten die besäßiggen Maßnahmen der Beförden, wie die Vorschläge einzelner Parteien unter den Studirenden, die gewöhnlich von anderen Unversitäten, auf denen „Hiebcomitenn“ war, kommend, hiezu aufreizten. Der jenerer Buchs hängt treu und fest an seinem „Stoßcomitenn“, dieser verzehaft ihm Ansehen bei den Studenten anderer Unversitäten, und nur dabei findet er seine gewohnte, heilige Waffe, die selbst durch den niedrigen Bau der Stuben in und um Jena, welche sich zu den Hiebpauereien schlecht qualifiziren, geboten wird.

Es kam jedoch in Jena auch vor, daß man sich auf andere Waffen, als den gewöhnlichen Stoß — „Stich“ und „Flecken“ wurde höchst ungenügend — drückte. Pistolen, wenn kein anderer Ausweg mit fremden Studenten zu treffen, oder mit einheimischen, wenn die Beileidigung überzogen war, oder wenn aus physischer Schwäche jemand diese Waffe wählte, endlich auch, wenn aus zeitlicher, Ungechicklichkeit in Führung des Stößschlägers, Furcht vor der Klinge des Gegners irgend ein Hans Hosenfuß auf Schuß forderte — kamen im ganzen nur selten vor, häufiger dagegen Säbel und Hiebschläger. Aus Mangel an gehörigem Hiebpaparat — Binden, Mäße, Hut, Paubhosen, selbst Handschuhe — gingen Jenerer, wenn es in Jena geschah, wie sie waren auf Hieb los, ohne jene zahllosen „Schußwaffen“; gewöhnlich aber pauste man sich auf Hieb in dem nahe Halle und Leipzig, wonach Jenerer oft begierig strebten um zu beweisen, daß sie, obwohl das Schlagen nicht schuldigerecht kundi, doch vor den berühmten Hiebern und Schlägern keine Furcht — „Wobren“, pears — hegten. Ging ein Duell auf Hieb in Jena oder in der Umgebung vor sich, so kam es fast immer heraus — wurde „abgefaßt“. — So sehr man dort auch im ganzen der barbarischen Sitte des Paulens, die dem „notwendigen Hieb“ nachah, oder den abgefeimten, gute Mäße und gute Vorsichtsmaßregeln wählenden Buchsen nicht antommen konnte, so war dies viel leichter, wenn ein Hiebduell statt hatte: die ungewöhnlichen Vor-

kehrungen zu einem solchen, die Menge der nachzuschleppenden Sachen vertrieben gewöhnlich bergleichen Werhaben, denen überhaupt das akademische Amt und die Pedelle — Fude!, Schnurren — ob cautionem pro expensis und anderer Ge- böhren eifrig nachspürten. Im Winter gelang ihnen dies öfter als im Sommer, denn zu jener Zeit wurde meist auf Stuben in und um Jena, zu dieser meist nur im Freien — im Nauchthole, Wöllnis z. — gepaust. Da ließen die armen Pabelchen bei drückender Sommerhitze sehr weit, waren den Lavoneelenden, die sich nicht wie die Verfolger mit ungerechtem Gut geachtet hatten, — alle Pedelle in Jena wurden oder waren wohlgenährt — oft auf den Bergen und doch entrannen ihnen die vier sächsischen Thaler per Mann, also acht Thaler Anzeigelohn!

Ueberhaupt waren die Pedelle und das akademische Amt in Jena übel dran. Jene ehrenreife Spionirhorde bestand aus vier Subjekten, von denen aber aus Alterschwäche und übermäßiger Trankfucht zwei Objekte geworden: dennoch hatte man die beiden noch Dienst- und Spionirfähigen nächst ihren Unterver- und Vicenunter- und Vicenunersubstitutspionirgchilren sehr zu fürchten — denn es brachte ja so abgefaßtes Duell acht Thaler, und jede andere Anzeige von Geleigswidrigkeiten einige Sporteln ein. Besonders hatte man sich vor dem an und für sich dummen, eingebildeten, gern sein Vob hörenden Dorschel seiner Schleichigkeit wegen in Acht zu nehmen; obwohl der Trost gewöhnlich mit seiner Weisheit zu spät kam, wurde er doch durch seine pfiffigen Klienten und Helfershelfer gefährlich. Aber wie erging dir's, dir Erbärmlichen, im Herbst 1829, als du im Stern bei ausgelöschten Lichtern so unarm- herzig geprügelt wurdest, als du flüchtig an dem Geländer, worüber dein Wank sich nicht schwingen konnte, bist gegen Morgen als warnendes Exempel äußerlich zeichnen und im Innern Besserung gelobend hängen bliebst? Wäre doch noch dein Freund Schnabel, dem du so viel Kummer bereitetest, da gewesen, Dorschel, dir wäre es noch übler ergangen!

Auch das akademische Amt war nicht lebenswerth; Geld ging dort über alles, mit Geld konnte man alles vergelten, Strafen abkaufen, bestechen u. s. w. Der grob-dumme-bäuerische Altuar war zwar nicht gefährlich, obwohl er gern geschadet hätte, dagegen der bald zumüthig und gefällig, bald in- quisitorisch strenge, nach Laune und Ginst entscheidende Amtmann ein schlimmes Mäntlein. Alle jene Stellen müßten jedoch nicht viele Sorge machen und hüßlich abwerfen: die Diener der akademischen Gerechtigkeit sind von oben bis unten wohl genährt, pausbühlig und lebensfroh, sie bauen, wenn sie nur erst im Neste warm geworden, Häuler, zeugen Kinder und der getreuhafte Altuar postirt noch außerdem alle.

(Schlus folgt.)

### Ueber die Diät in gesunden und kranken Tagen.

Von Sanitätsrath Dr. Runze in Halle.

XI.

**Ueber Gewohnheiten und Arbeit.**  
Von allergrößter Bedeutung für unser Leben und unser Genußheit sind unsere Gewohnheiten. Unter Gewohnheiten verstehen wir bekanntlich uns schon seit längerer Zeit anpassende und mit einem innern Orange verbundene Eigen- schümlichkeiten unserer Rede, Denk- und Handlungsweise. Der innere Orngang kann so stark sein, daß ihm nur schwer oder unmöglich zu widerstehen, die betreffende Person ein voll- ständiger Slave der Gewohnheit ist. Zur Ausbildung solch zwingender Gewohnheit gehört immer eine längere Zeit und ist anfangs die Nacht der Gewohnheit nur schmach. Zufälligen, gewisse Anehmlichkeiten, besondere Neigungen und das Zutunmerstreuen verschiedener Umstände bilden die Veran- lassungen zu weiterer Ausbildung, zur Einmurrung der Gewohnheiten. Vom hygienischen Standpunkte aus ist wegen der häufigen und oftmals regelmäßigen Wiederholer gewohnter Hand- lungen die Frage von Wichtigkeit, inwiefern die Gewohnheiten für unsere Genußheit und unser Leben nachtheilig oder förder- lich sind und wollen wir hier einzelne der wichtigeren derselben in dieser Beziehung erörtern.

So haben wir die Gewohnheit, zu bestimmten Zeiten unsere Speisen zu uns zu nehmen und unterscheiden als „Mahl- zeiten“ das Frühstück, das Mittag- und Abendbrot. Jede dieser Mahlzeiten hat ihre bestimmte Stunde und spielen wir hier in Halle zwischen 12 bis 1 Uhr mittags als Hauptmahl- zeit, Mittagsmahlzeit zu halten, während man in Paris und Hamburg von 6 bis 7 Uhr abends die Hauptmahlzeit ein- nimmt. Nun ist, wie man vollstündlich zu sagen pflegt, nicht allein der ganze Mensch ein „Gewohnheitsstier“, sondern auch jedes einzelne seiner Organe sieht unter der Macht der Gewohnheit. Infolge hiervon hat sich unter Magen daran gewöhnt, jedesmal zur selben Zeit keine Spezien zu bekommen und pflegt sich dieses durch das Hungergefühl, durch Appetit bemerkbar zu machen. Gehört er zu dieser Zeit die Spezien regelmäÙig, so hat er sich auf die ihm bevorstehende Arbeit der Verdauung gewohnheitsmäÙig vorbereitet und löstend diese, wenn sonst nicht die gewöhnlichen Uebersitz in Bezug auf Quantität und Quantität der Spezien überschritten werden, in besser Weise. Der Magen verhält sich in Bezug auf die gewohnte Verdauung genau wie der ganze Mensch. Aus dieser in Bezug auf Anstauß und Zeitdauer ihm bekannte gewohnte

